

***Ich sehe alles doppelt* oder: Als Germanist in Brasilien – Ein Gespräch mit Georg Otte**

Werner L. Heidermann & Georg Otte

O professor Georg Otte lembra, em forma de entrevista, decisões e experiências essenciais da sua própria formação acadêmica na Alemanha. Também relata como sua reflexão cultural bem como sua observação do cotidiano têm a dupla perspectiva do professor com perfil bicultural. Tendo como ponto de partida o conceito da filologia, a conversa abrange a Germanística, Romanística, Filosofia, Teoria literária e o que, em alemão, se chama de „Kulturwissenschaft“. São recorrentes os nomes de Walter Benjamin e Hans Blumenberg, pensadores de destaque no trabalho de Georg Otte. Além disso, a entrevista fala das duas diversas culturas e tradições universitárias, a brasileira e a alemã.

Die Herausgeber des vorliegenden Bandes wollten ausdrücklich „verdiente Wissenschaftler [vorstellen], die für die Entwicklung der Germanistik in Lateinamerika prägend waren“, bzw. es auch noch sind. Um diese Absicht umzusetzen entstand die Idee, ein Gespräch mit Georg Otte zu führen, der seit den 1980er Jahren an der UFMG (Universidade Federal de Minas Gerais) in Belo Horizonte tätig ist. Dreh- und Angelpunkt seiner Arbeit ist das Werk Walter Benjamins, auf das er auch in diesem Interview zu sprechen kommt. Der hier dokumentierte Gedankenaustausch wurde im Laufe von etwa sechs Wochen im August und September 2019 per E-Mail geführt und anschließend redaktionell bearbeitet. Die Fragen stellte Werner Heidermann, für kurze Zeit Georg Ottes Kollege in Belo Horizonte und seit 1996 an der UFSC (Universidade Federal de Santa Catarina) tätig.

Werner Heidermann: *Georg, du hast in den 1970er und 1980er Jahren in Trier studiert, und zwar Germanistik und Romanistik. Als Hochschullehrer kommst du nun seit 2003 relativ regelmäßig nach Deutschland, besonders nach Berlin, zuletzt auch nach Bielefeld. Wie erlebst du da die gegenwärtige deutsche Universität, insbesondere mit Blick auf die Geisteswissenschaften? In anderen Worten: Wie steht es um die Philologien, deren grundsätzliche Bedeutung ja in den 1970er und 1980er Jahren noch wenig infrage gestellt wurde?*

Georg Otte: Zunächst einmal vielen Dank, Werner, für die Gelegenheit, mich hier zu äußern. Ja, ich habe in Trier diese beiden „Philologien“ studiert, und zwar mit einer Vorliebe für die Literatur der beiden. Mein Interesse galt damals hauptsächlich der französischen Literatur; Germanistik hatte ich eher aus Verlegenheit gewählt, weil man – damals war ich noch auf das Lehramt aus – ein zweites Fach studieren musste. Aber dann habe ich eben auch Schiller, Kleist und die modernen deutschen Autoren gelesen und dadurch entscheidende Anregungen bekommen, zumal gerade die Germanistik immer „mit einem Bein“ in der Philosophie stand (die ich dann auch ein paar Semester studiert habe). Durch Schiller und Kleist habe ich auch etwas von Kant erfahren, was sich als wertvoll erwiesen hat. Und dann musste ich ja auch noch (germanistische) Linguistik belegen und habe bei Peter von Polenz erfahren, dass man durch Nominalisierungen das Subjekt weglassen kann und sich damit aus der (politischen) Verantwortung stiehlt. Wenn ich heute eine amtliche E-Mail lese, für die niemand verantwortlich zeichnet, denke ich an Peter von Polenz.

Der traditionell deutsche Zwang, wenigstens *ein* zweites Fach zu studieren und so keine „Fachidioten“ auszubilden, hat sich also in meinem Fall als fruchtbar erwiesen, wobei einzelne Persönlichkeiten unter den Professoren – einer Professorin bin ich in Trier zum ersten Mal in einem pädagogischen Pflichtfach begegnet – eine große Rolle gespielt haben. Innerhalb der Romanistik habe ich dann eine zweite romanische Sprache gelernt, nämlich Spanisch, bin von der französischen zur lateinamerikanischen Literatur gewandert und habe eine Magisterarbeit über den mexikanischen Autor Carlos Fuentes geschrieben – nicht ohne mündliche Prüfungen in germanistischer Linguistik und Literatur und romanistischer Linguistik. Ein Zusatzstudium in Deutsch als Fremdsprache, ebenfalls an der Uni Trier abgelegt, sollte sich später als sehr hilfreich erweisen.

Im Nachhinein kann ich also nicht sagen, dass ich mich durch diese Trennung nach Philologien besonders eingeengt gefühlt hätte – zumal man den damals schon als verstaubt geltenden Begriff „Philologie“ auf das Mittelhochdeutsche eingeschränkt hatte. Eine Allgemeine oder Vergleichende Literaturwissenschaft oder eine Allgemeine Linguistik, wie es sie nur an wenigen Universitäten gab, habe ich nicht vermisst. Im Gegenteil: durch den besagten Zwang habe ich auch verschiedene Auffassungen von Sprache kennengelernt – den französischen Strukturalismus einerseits und Dinge wie das *Organon-Modell* von Karl Bühler andererseits. Bei der Literaturtheorie gab es dann Berührungspunkte: es war die große Zeit der Rezeptionsästhetik, und die interdisziplinäre Forschergruppe „Poetik und Hermeneu-

tik“ gab den Ton an (die Frankfurter Schule war in Trier nicht vertreten) – einen sehr gehobenen Ton allerdings, der mit großen Verständnisschwierigkeiten verbunden war. Von einer besonderen Berücksichtigung des Lesers war bei den Texten von Jaub und Iser jedenfalls wenig zu spüren – jedenfalls nicht im Sinne einer leserfreundlichen Schreibweise; man fühlte sich eher ausgegrenzt.

1985 bin ich aus privaten Gründen nach Brasilien ausgewandert, wo ich zwei Jahre später meine Stelle an der UFMG angetreten habe und wo ich dann auch über Walter Benjamin im Bereich Vergleichende Literaturwissenschaft promoviert habe; Benjamin ist bis heute neben Foucault und Derrida einer der meistgelesenen Theoretiker in Brasilien. Er war dann auch der Ausgangspunkt für meine einjährigen Forschungsaufenthalte in Berlin (2003, 2011 und 2018) im Rahmen meiner regulären Sabbatjahre, die von Capes¹ und CNPq² finanziert wurden. Benjamin, dessen Lebenswerk sich nicht auf ein Gebiet eingrenzen lässt, war dann auch der Grund, warum ich *nicht* die traditionellen Philologien aufgesucht habe, sondern das Kulturwissenschaftliche Institut der Humboldt-Universität.

Mein Betreuer, Hartmut Böhme, war selbst jahrelang Professor für Neuere Deutsche Literatur, bevor er sich zu einem Verfechter und Mitbegründer der Kulturwissenschaften in Deutschland entwickelt hat. Wie er selbst gezeigt hat, handelt es sich genau genommen um eine „Neugründung“, da die Kulturwissenschaft auf die deutsche Tradition der Kulturgeschichte, Kulturphilosophie, Kultursoziologie usw. zurückgreifen konnte, in der auch Benjamin eine wichtige Rolle spielt. Ein Blick auf Hartmut Böhmes Internetseite³ macht das breite Spektrum der „KuWi“ sichtbar und damit verbunden das Problem der Eingrenzung. Dieses Problem wiederum hat mit dem Kulturbegriff zu tun, über den man endlos diskutieren kann; entscheidend ist, dass die Kulturwissenschaften den Geisteswissenschaften ihre traditionelle Vorrangstellung streitig machten, indem sie – grob gesagt – zeigten, dass Kultur nicht nur „Geist“ ist und sich nicht auf Schriftkultur beschränkt. Die daraus erwachsenen Polemiken sind ein Paradebeispiel für deutsche Streitkultur.

Inzwischen ist es um diese Auseinandersetzung ruhiger geworden – jedenfalls war sie kein Thema mehr, als ich mein Forschungsjahr 2011 am „Zentrum für Literatur- und Kulturwissenschaft“ (ZfL)⁴ verbrachte. Bezeichnend ist jedoch, dass im Kürzel das „K“ fehlt, weil man die „Kultur“ vermutlich erst nachträglich einge-

¹ Die *Coordenação de Aperfeiçoamento de Pessoal de Nível Superior*, gegründet 1951, ist eine dem brasilianischen Bildungsministerium unterstellte Behörde, die für die Qualitätssicherung in brasilianischen Grund- und Aufbaustudiengängen zuständig ist. Als Förderagentur vergibt sie auch Stipendien.

² Ursprünglich *Conselho Nacional de Pesquisas*, später umbenannt in *Conselho Nacional de Desenvolvimento Científico e Tecnológico*. Der 1951 gegründete Rat für wissenschaftliche und technologische Entwicklung untersteht dem brasilianischen Ministerium für Wissenschaft und Forschung und vergibt ebenfalls Stipendien.

³ Vgl. www.hartmutboehme.de (Stand 05.07.2020).

⁴ Das ZfL ist seit 2019 als „Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturwissenschaft“ Teil der 96 außeruniversitären Forschungsinstitute, die in der Leibniz-Gemeinschaft zusammengeschlossen sind.

baut hat. Das ZfL ist von seiner Geschichte und seinem Konzept her einmalig in Deutschland und sicher nicht repräsentativ, was den Umgang mit den Philologien betrifft. Viele Mitarbeiter kamen zwar aus der Germanistik, aber diese war nur eine Disziplin unter anderen, wobei unter den „anderen“ die Bildwissenschaft eine größere Rolle spielte, die ja schon als solche das alte Monopol der Schriftkultur infrage stellt. Es ging eben nicht nur um das Bild als Kunst, sondern generell um visuelle Darstellung und somit um einen kulturwissenschaftlichen Ansatz.

Das breite Spektrum des Kulturbegriffs bedeutet eben auch, dass mit dem Aufkommen der Kulturwissenschaften verstärkt interdisziplinär gearbeitet wird. Ich sehe das jedoch nicht so sehr als etwas qualitativ Neues, eher als eine Radikalisierung des bereits Bestehenden. Auch die traditionellen Philologien mussten immer schon über den Tellerrand ihrer Disziplin schauen, und zwar nicht nur innerhalb der Geisteswissenschaften, sondern auch im Bereich der Naturwissenschaften, wenn jemand beispielsweise ein Goethe-Spezialist sein wollte. Von daher sehe ich kein Problem darin, dass – um bei den Germanisten zu bleiben – diese sich zu Spezialisten entwickeln. Mein letztes Forschungsjahr habe ich an der Freien Universität unter der sehr aufmerksamen Betreuung von Rolf-Peter Janz verbracht und habe u.a. mit großem Interesse am Kongress der Kleist-Gesellschaft 2018 teilgenommen. Das Thema war: „Kleist und Schiller“.

W.H.: *Du erwähnst in einem Atemzug die Frankfurter Schule und die Konstanzer Theoretiker der Rezeptionsästhetik, Ansätze also, die sich ja regelrecht zu Bewegungen und Strömungen entwickelt und ausgeweitet haben. Später kommen die „Kulturwissenschaften in Deutschland“ hinzu, die du als eine Art Wiederbelebung von Traditionslinien beschreibst. Wo siehst du nun die großen Auseinandersetzungen der Gegenwart, bei deren streitkultureller Diskussion geisteswissenschaftliche Fragestellungen und Methoden hilfreich sein mögen? Siehst du eine Verschärfung des Gegensatzes von Geist und Kultur, von Text hier und Symbolen, Gesten, Gegenständen dort? Erscheint dir das Konzept des Interdisziplinären als konsolidiert? Haben zum Beispiel die Wiederentdeckung der Arbeit an Archiven und die Reflexionen der Assmanns über „Erinnerungsräume“ und das „kollektive Gedächtnis“ das Potential, anhaltende und gestaltende Debatten anzustoßen? Wer stößt überhaupt in Deutschland Debatten zu Fragen an, die über den Tag hinausgehen? Sind das die traditionellen Eliten, die Koryphäen von Universitäten und Forschungseinrichtungen? Dienen Zeitschriften noch als Vehikel bei diesen Auseinandersetzungen?*

G.O.: Die Zeit der Bewegungen und Strömungen scheint vorbei zu sein. Man bildet Forschungsgruppen um bestimmte Themen oder bildet Gesellschaften um bestimmte Persönlichkeiten wie im Fall der Goethe-Gesellschaft, wo ideologische Positionen eine geringere Rolle spielen, bzw. Meinungsverschiedenheiten sachlich ausgetragen werden. Damit ist auch ein Nachlassen der Polemiken untereinander verbunden. Überhaupt hat die deutsche Streitkultur viel von ihrer Schärfe verloren, u.a. wohl deshalb, weil man damit auf der internationalen Bühne angeekelt ist. Im Kontakt mit den nord- und südamerikanischen und besonders asiatischen KollegInnen kam der raubeinige Umgang nicht gut an, und zumindest bei der jüngeren Generation gehört es heute auch in Deutschland zum guten Ton, einen Vortrag

erst einmal „spannend“ zu finden, bevor man eine abweichende Meinung kundgibt.

In den deutschen Kulturwissenschaften kann ich keine Bewegung oder Strömung ausmachen. Das hat sicher auch mit der Breite des Kulturbegriffs zu tun und damit, dass ihre Vertreter aus den verschiedensten Bereichen stammen – aus den „alten“ Philologien, aus der Soziologie, aus Philosophie und Geschichte. Aber das hat, wie schon gesagt, eine gewisse Tradition in Deutschland – einmal die Vielfalt als solche im Sinne der Vermeidung des bereits erwähnten „Fachidioten“, dann aber auch als Spezialisierung in Form einer Kulturosoziologie, Kulturphilosophie oder Kulturgeschichte. „Kultur“ war zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Art Präfix, das signalisieren sollte, dass man sich, ähnlich wie die französische *École des Annales*, mit konkreten Lebensverhältnissen befasste – im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften, die sich weitgehend auf die Hochkultur beschränkten. Diese Vielfalt beherrscht auch das Wiederaufleben der Kulturwissenschaft Ende des 20. Jahrhunderts und ihre Etablierung an den deutschen Universitäten, mit der auch die interdisziplinäre Forschung ihren festen Platz erhalten hat.

Dabei hat man sicher nicht einfach an das angeknüpft, was vom Nationalsozialismus verdrängt worden war. Die deutschen Kulturwissenschaften sind u.a. von den anglo-amerikanischen *Cultural Studies* und auch von französischen Denkern wie Foucault und Derrida beeinflusst, wobei ersterer sich eben auch mit konkreter Biopolitik beschäftigt hat, während letzterer sich durch seine Kritik am europäischen Logozentrismus hervorgetan hat. Entscheidend war hier, dass „Kultur“ sich nicht auf die Schriftkulturen beschränkt, sondern dass es auch andere, nicht weniger wichtige kulturelle Ausdrucksformen gibt. Die Schrift ist eben nicht das einzige Medium für kulturellen Ausdruck, und Archive bestehen nicht nur aus Textsammlungen. Jedes Medium kann aus historischer Sicht als Archiv, bzw. Träger des kollektiven Gedächtnisses betrachtet werden, der über eine Kultur Zeugnis ablegt. In Deutschland kommt Jan und Aleida Assmann hier sicher eine Vorreiterrolle zu, da sie bahnbrechende Beiträge zur Frage des kollektiven Gedächtnisses geliefert haben, die auf Maurice Halbwachs zurückgeht.

Jan Assmann mag denn auch als Beispiel für die heutige Debatten-Kultur in Deutschland angesehen werden. Ich denke an die Monotheismus-Debatte von 2013 im „Perlentaucher“⁵, bei der er federführend war. Diese Internet-Plattform hat als Medium natürlich den Vorzug, dass der Leser schnell auf die Texte zugreifen kann, die er sich dann im pdf-Format herunterlädt und als Monotheismus-Archiv abspeichert; inzwischen gibt es die Debatte auch in Buchformat.⁶ Ich spiele auf deine Frage nach den Zeitschriften an, die ja z.T. auch online, bzw. nur noch online erscheinen. Medien und Archive sind eben vielfältiger geworden, wobei der Eindruck der Unmittelbarkeit allerdings täuscht. Auch Internet-Beiträge sind so

⁵ Vgl. www.perlentaucher.de/essay/monotheismus-debatte-im-perlentaucher.html?highlight=Monotheismus-Debatte#highlight (Stand 05.07.2020).

⁶ Schieder, Rolf (Hg.): *Die Gewalt des einen Gottes*. Berlin, 2014.

sorgfältig vorbereitet wie die guten alten, ebenfalls „in Echtzeit“ gehaltenen Vorträge, und gerade Leute wie Jan Assmann werden sich hüten, ihre Geistesblitze per Twitter loszulassen.

W.H.: *Gut zu wissen, dass der Umgang unter deutschen Akademikern an Milde und Rücksichtnahme gewonnen hat. Wir haben uns 1995 an der UFMG kennengelernt und dort ungefähr gleichzeitig unsere ersten E-Mail-Adressen angemeldet. Wie sich Zeitschriften im Internet entwickeln würden, war damals kaum abzusehen. Nun reden wir hier mit Blick auf das Thema „Germanistik in Lateinamerika: Entwicklungen und Tendenzen“, weswegen ich gern auf Brasilien und genauer auf das Brasilien der Neunzigerjahre zu sprechen kommen möchte. Wir haben für kurze Zeit in Belo Horizonte zusammengearbeitet: Germanistik war das ja noch nicht, was damals an brasilianischen Universitäten (evtl. mit der USP als Ausnahme) angeboten wurde. In der Graduação⁷ fand statt, was wir aus Deutschland vielleicht am ehesten als „differenzierte Oberstufe“ kannten. Die Programme der Pós-Graduação steckten noch in den Kinderschuhen. Aus Dozentensicht gab es eindeutig die Graduação als Pflicht und die Pós als Kür. Ich erinnere mich an Kollegen, die in ihre Pós-Lehrveranstaltungen anders, besser gekleidet gingen als in die Stunden der Graduação. Wie ist nun deine Einschätzung dessen, was in den letzten 30 Jahren aus der Germanistik in Brasilien geworden ist? Vielleicht nehmen wir als wichtige Markierungen deine drei Postdoc-Jahre (2003, 2011 und 2018). Könntest du diese „Stationen“ umreißen, evtl. auch im Hinblick darauf, wie du bei diesen drei Gelegenheiten als brasilianischer Wissenschaftler in Deutschland aufgenommen worden bist? Ich schlage an dieser Stelle vor, dass wir die ganz aktuelle politische Situation Brasiliens außen vor lassen, besonders weil die noch relativ neue Regierung ja ohne jede Fallhöhe operiert.*

G.O.: Ja, ich kann mich gut erinnern, wie du mir einen Terminal gezeigt hast – so einen mit grüner Schrift, wie es ihn noch einige Zeit in Reisebüros gegeben hat – und wir zum ersten Mal den *Spiegel* online gelesen haben. Das war fast so wie im 19. Jahrhundert, als die Leute zum ersten Mal eine Lokomotive sahen. Nur, dass es für uns kein Teufelszeug war, sondern eher ein Segen, weil wir auf einmal einen – wenn auch begrenzten – Zugang zu „weltweitem“ Schrifttum hatten.

An der Germanistik hat das nicht viel geändert – ich erinnere mich an eine ältere Kollegin, die mit einer gewissen Selbstverachtung von „Auslandsgermanistik“ sprach – und daran hat auch das Internet nicht viel geändert, zumal die wichtigsten Fachzeitschriften nicht, bzw. nur unter hohen Kosten – die Inflation steigerte sich langsam von 15 auf 20% monatlich – zugänglich waren. Auf meine Anfrage hin hat uns die DFG eine Zeit lang ein Abo von fünf Zeitschriften gewährt, und auf meine inständige Bitte hin hat sie das auch verlängert. Aber es war eben ein „Starthilfeabo“ im Sinne der Hilfe-zur-Selbsthilfe-Doktrin. Mit der Selbsthilfe hat es dann nicht geklappt und das Abo ist eingeschlafen.

Die Pós-Graduação befand sich damals, Ende der 1980er Jahre, im Aufbau, und ich erinnere mich, dass es an der Faculdade de Letras der UFMG neben dem Mas-

⁷ Auf dem Niveau der Graduação werden in Brasilien grundständige Bachelor- und Lehramtsstudiengänge angeboten. Die Pós-Graduação dagegen umfasst Magister- und Promotionsstudiengänge.

ter in englischsprachiger Literatur auch einen in französischsprachiger Literatur gab, der aber dann bald wieder abgeschafft wurde, da es nicht genug qualifiziertes Lehrpersonal gab. Das hat uns Germanisten sozusagen als abschreckendes Beispiel gedient, und wir haben es gar nicht erst versucht mit einer Postgraduierung in Germanistik. Aber du hast recht, es gab so etwas wie eine „Klassengesellschaft“ und es war etwas Besonderes, ein Seminar in der *Pós-Graduação* abzuhalten, aber in der Verwaltung ist man nicht darauf eingegangen und alle mussten weiterhin ihre Pflichtübung neben der Kür absolvieren.

Als ich 1985 nach Brasilien kam und zwei Jahre später meine Arbeit an der UFMG aufnahm, gab es eine einzige Dozentin, die an der USP promoviert hatte, und eine weitere, die an der Promotion saß. Mit der Gründung und dem schnellen Wachstum der *Pós-Graduação* an der UFMG konnte man dann sozusagen vor Ort promovieren, so wie in meinem Fall. Es gab in den 30 Jahren, von denen du sprichst, zwar einen Stellenabbau von acht auf sechs Dozenten, aber durch Neuzugänge (davon zwei ehemalige DAAD-Lektoren) hatten wir sehr bald nur noch Doktoren, die dann als Dozenten und Betreuer in der *Pós-Graduação* aktiv waren. Sowohl in der Vergleichenden Literaturwissenschaft als auch in der Allgemeinen Linguistik können somit Master und Doktoranden mit germanistischen Themen – sozusagen durch die Hintertür – betreut werden. Umgekehrt, und das ist vielleicht der wichtigere Aspekt, läuft auch die Vermittlung deutschsprachiger Autoren und Theoretiker durch diese Hintertür, also von Schriften, die dann auch für die anderen Studierenden interessant sind. Die deutsche Sprache ist für diese Leute natürlich eine Barriere, so dass wir als Dozenten trotz vorhandener Übersetzungen immer wieder mit einem größeren Hintergrundwissen zu germanistischen Themen beitragen können.

Es ist lange her, ziemlich genau ein Jahrhundert, dass Deutsch neben Englisch und Französisch Wissenschaftssprache ersten Ranges war. Das hat Deutschland sich durch zwei Weltkriege – salopp ausgedrückt – gründlich vermasselt; nach dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg im Jahre 1917 ist es in den USA sogar zur Verbrennung deutschsprachiger Bücher gekommen,⁸ nachdem dieselben Bücher jahrzehntelang in hohem Ansehen gestanden hatten. Die Bücher gibt es Gott sei Dank immer noch, aber nicht mehr die entsprechende Leserschaft. Wir leisten also gerade in der Postgraduierung einen – wenn auch kleinen – Beitrag dazu, diesen Verlust wettzumachen. Natürlich gibt es kein Zurück, nachdem auch in Deutschland auf Englisch gelehrt und publiziert wird.

Auch bei meinen drei *Post-Doc*-Aufenthalten (immer in Berlin) war etwas von dieser (bescheidenen) Vermittlerrolle zu spüren. Das hat nicht zuletzt mit der großzügigen Hilfe von Seiten der brasilianischen Förderinstitutionen (Capes und CNPq) zu tun. Nachdem viele Brasilianer – mit beachtlicher Unterstützung des DAAD – in Deutschland promoviert haben, kommen sie als „Postdoktoranden“

⁸ Vgl. <https://blogs.loc.gov/teachers/2017/09/banned-book-week-news-coverage-of-textbook-burnings-during-world-war-i/> (Stand 23.09.2020).

wieder nach Deutschland, d.h. sie verbringen dort ihr Sabbatjahr, übernehmen Lehraufträge an deutschen Universitäten und sind im Vergleich zu anderen Lateinamerikanern auch auf Kongressen überdurchschnittlich vertreten. Da ich noch in Deutschland studiert hatte, war ich ja kein „richtiger“ Brasilianer, aber man ist mir immer mit wohlwollender Neugier begegnet, was meine zweite Heimat betrifft.

***W.H.:** Als nicht ganz „richtiger“ Brasilianer in Deutschland, wie du sagst, und als irgendwie ehemaliger Deutscher in Brasilien – was aus Brasilien vermisst du in beruflicher Hinsicht, wenn du dort bist, und aus Deutschland, wenn du hier bist? Ich denke an die Infrastruktur, aber auch an Dinge wie Bürokratie, Instanzen, Dienstweg, Arbeitsklima, Sozialstatus, Umgang unter KollegInnen, Beziehung zwischen DozentInnen und Studierenden, Gesprächskultur, Verständnis von philologischer Forschung.*

G.O.: Mein „Migrationshintergrund“ hat meinen kulturellen Horizont natürlich erheblich erweitert. „Ich sehe alles doppelt“ in dem Sinne, dass ich innerhalb des jeweiligen Landes immer auch die Außenperspektive aufrufen kann. Hintergrund und Vordergrund können jederzeit wechseln; alles ist relativ und man lernt, dass nichts selbstverständlich ist, bzw. dass das „Selbstverständliche“ aus der Außenperspektive bisweilen sogar eine gewisse Komik annehmen kann. Wer das kulturelle Umfeld wechselt sieht alles gelassener – es sei denn, er oder sie hält krampfhaft an seiner oder ihrer Ausgangskultur fest und bringt auch nach 30 Jahren keinen ganzen Satz in der Landessprache zustande. Ansonsten empfehle ich jedem, einmal im Leben das Land zu wechseln.

Noch eine grundsätzliche und zugleich ketzerische Bemerkung, bevor ich näher auf deine Frage eingehe: Mein erster Eindruck bei meiner Ankunft 1985 in Brasilien war der, dass die Unterschiede so groß nicht sind. Das ist insoweit ketzerisch, als wir kulturelle und andere Arten von Diversität hochhalten, was zur Folge hat, dass wir vor lauter Respekt vor dem Anderen den Blick für das Gemeinsame verlieren. Für mich gibt es menschliche Universalien, die mir den Zugang zum Anderen ermöglichen, und umgekehrt ist es mir unangenehm, wenn Brasilianer aufgrund meiner deutschen Herkunft auf Distanz zu mir gehen – wenn sie z.B. nicht wissen, ob sie lachen sollen, wenn ich mir einen Spaß erlaube, weil die Deutschen doch „eigentlich“ ernste Leute sind. Da ich auch nach 34 Jahren noch einen leichten Akzent habe (aber doch schon ganze Sätze zustande bringe), oute ich mich ständig als Ausländer, bzw. Deutscher, und trage mein „akustisches Stigma“ mit mir herum.

Was ich vermisse? Auf einen Nenner gebracht, also ganz grob vereinfacht: In Brasilien vermisse ich Objektivität und in Deutschland Menschlichkeit im Umgang. In den ersten Jahren in Brasilien habe ich eine abwartende Haltung eingenommen, nach dem Motto: die Brasilianer „ticken“ anders und das muss ich respektieren; ich darf nicht meine deutschen Maßstäbe anlegen, bzw. darf diesen Maßstäben keine universelle Gültigkeit beilegen. Aber inzwischen bin ich zu der Auffassung gelangt, dass es Bereiche gibt, in denen man – möglichst – rational vorgehen und Regeln einhalten sollte und andere, in denen jeder seine individuel-

len Besonderheiten ausleben soll. Es hat keinen Sinn, dass man die Verkehrsregeln nicht einhält, nur weil man mal mit 80 km/h durch ein Wohnviertel rasen will und damit das Leben anderer aufs Spiel setzt. Genauso wenig hat es Sinn, wenn in der Verwaltung persönliche Beziehungen ausschlaggebend sind. Als ich Leiter unseres Postgraduierten-Programms war und Prüfungskommissionen zusammenstellen musste, hat mich die Sekretärin darüber aufgeklärt, wer mit wem „kann“ und wer nicht. Natürlich gibt es das auch in Deutschland, aber dort gibt es tendenziell das andere Extrem, nämlich die Tradition des „Kadavergehorsams“ gegenüber den Regeln. Aber eine Sache ist es, Regeln in Frage zu stellen, um sie gegebenenfalls zu ändern, eine andere, sie über den Haufen zu werfen, ohne etwas zu ändern.

In beruflicher Hinsicht kommen beide Aspekte, die persönlichen und die „unpersönlichen“ zum Tragen. In Brasilien wird einem jeder Anfang leicht gemacht, d.h. es kommt schnell zu einem guten Arbeitsklima, während man in Deutschland zunächst einmal Funktionsträger mit einem bestimmten Forschungsauftrag ist. Ich vergesse nicht das Gesicht eines der Direktoren des ZfL in Berlin, als ich bei einem ersten (dienstlichen!) Gespräch nebenbei meine Pollen-Allergie erwähnte, die mir das Leben schwer machte. Der Gesichtsausdruck sagte ganz deutlich: „Das gehört nicht hierhin!“ Ich habe dann ganz schnell das Thema gewechselt und mein Forschungsprojekt erläutert. Monate später, bei einem Ausflug aufs Land, haben wir dann (mit dem gleichen Ernst) Fußball gespielt. Bier ist Bier und Schnaps ist Schnaps.

Ich kann hier natürlich nicht auf die historischen Hintergründe eingehen, die hinter diesen kulturellen Unterschieden stehen. Aber es gibt einen generellen Unterschied im Verhältnis zur Vergangenheit, die in Brasilien von Fremdbestimmung geprägt war, sowohl während des Kolonialismus, als auch noch lange Zeit danach. Das zeigt sich auch im akademischen Bereich: ich meine den Drang, möglichst immer auf dem neuesten Stand zu sein, bzw. ältere theoretische Strömungen und Denkformen eben als „veraltet“ abzulehnen. Während es für dich ganz normal ist, auf Humboldts Sprachphilosophie aus dem 18. Jahrhundert zurückzugreifen, sieht man hier schon Theoretiker aus den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts als „überholt“ an, wohl auch, weil es europäische oder nordamerikanische Theoretiker waren, die die brasilianische Akademie „kolonisierten“. Und so wird auch die Philologie mit einer gewissen Verachtung behandelt oder einfach belächelt. Ich erinnere mich, wie ich einmal einem Gespräch zwischen einer Kollegin von der UFMG und einem Portugiesen beigewohnt habe. Als dieser auf sprachliche Details bei Fernando Pessoa einging, hatte sie ihn für ihn nur noch ein Schimpfwort übrig: „Philologe!“

W.H.: Meine nächste Frage, lieber Philologe (im guten Sinn), bezieht sich eher auf unsere Tätigkeit in Brasilien, glaube ich. Bist du einverstanden, wenn ich sage, dass die eigentliche Herausforderung in unserem Unijob die ist, mit der berühmten akademischen Freiheit klarzukommen? Ich meine Folgendes: Ganz selten habe ich den Eindruck, dass es einer Kollegin oder einem Kollegen gelingt, all das, was zu unserer Arbeit gehört, so unter einen Hut zu bringen, dass erstens die

Person gesund bleibt und zweitens das akademische Umfeld etwas von der Arbeit hat. Ich erkläre das noch etwas mehr: Wir können ja im Grunde sehr frei entscheiden, ob wir eine ruhige Kugel schieben oder ob wir uns zu Tode arbeiten. Für beide Modelle gibt es Beispiele! Das Kunststück ist, denke ich, all das miteinander in Einklang zu bringen, was in unserer (zumeist eher fiktiven) Stellenbeschreibung steht. Allgemein ist das: unterrichten, forschen/publizieren, verwalten. Im einzelnen ist das aber viel komplexer: Es ist immer wieder der rote Faden zu finden, der sich durch die Arbeit zieht, und zwar in der Graduação, in der Pós-Graduação, in den Projekten, in der Extensão⁹, in der eigenen Lektüre, in den beruflichen Kontakten (lokal, national, international), im Umgang mit Capes, CNPq, DAAD, DFG, im politischen Engagement. Wie steht es mit dem roten Faden innerhalb deiner Unikarriere, welche sind die Kernpunkte deiner Arbeit, die zentralen Anliegen, die nicht nur hin und wieder aufscheinen, sondern dich in deinem Beruf definieren?

G.O.: Zur „akademischen Freiheit“: Da wir keine Lehrstühle, sondern z.T. riesige *Departamentos* haben, besteht tatsächlich die Möglichkeit, eine ruhige Kugel zu schieben; man kann Projekte entwerfen und Berichte schreiben, ohne wirklich etwas hervorzubringen – oder, und das geht wohl fast jedem so: man verfolgt eine andere Spur, die nicht im Projekt vorgesehen war. Ich denke, es ist eine kleine Minderheit, die gar keine Spur – oder keinen „roten Faden“ – verfolgt; so eine armselige Existenz kann man eigentlich nur bedauern. Und wenn man zu einem Vortrag oder zu einem Publikationsbeitrag eingeladen wird, der nichts mit dem Projekt zu tun hat, wird man deswegen diese Einladung ja auch nicht ausschlagen. Umgekehrt kann es passieren, dass man einen Vortrag hält oder einen Beitrag schreibt und sich daraus ein Projekt entwickelt, an das man vorher nicht gedacht hat. Frei nach Kleist würde ich von der „allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Schreiben“ sprechen – und das hat viel mit Philologie zu tun: Jedes Wort, das man zunächst gebraucht, um etwas mitzuteilen, ist auch eine Spur, die zu einem anderen Zusammenhang führen kann, den man mit diesem Wort herbeizitiert. Mit zunehmendem Alter muss man sich regelrecht gegen den Ansturm der Zitate wehren, um nicht von ihnen erschlagen zu werden, bzw. um den roten Faden nicht zu verlieren.

Als ich Ende der 1980er Jahre anfang, mir Gedanken über das Thema meiner Promotion in Vergleichender Literaturwissenschaft zu machen, habe ich natürlich an einen Vergleich zwischen deutscher und brasilianischer Literatur gedacht. Aber alles, was mir durch den Kopf ging, wie z.B. „Ironie bei Machado de Assis und Thomas Mann“, hatte für mich etwas Gezwungenes, bzw. fand ich diese wie auch andere Autoren unvergleichbar. Bis mir dann eine ältere Kollegin sagte, dass das mit dem „Vergleich“ nicht so eng gesehen wird, und mir vorgeschlagen hat, eine Arbeit über Walter Benjamin zu schreiben. Da war er also, mein roter Faden, der dann zu mehreren Projekten, zur Gründung einer Forschergruppe und einer Zeitschrift, den „Benjaminschen Heften“ (*Cadernos Benjaminianos*) und zur Veranstal-

⁹ Unter *Extensão* wird das Lehrangebot brasilianischer Universitäten verstanden, das sich an das außuniversitäre Publikum richtet, vergleichbar den Volkshochschulen in Deutschland.

tung von vier internationalen Kolloquien geführt hat – ganz abgesehen von einer Reihe von Benjamin-Seminaren. Statt von einem roten Faden würde ich bei Benjamin lieber von einem Dreh- und Angelpunkt reden, der dann auch im Mittelpunkt meiner Deutschlandaufenthalte stand. So bin ich dann doch noch zu meinem Vergleich gekommen, nämlich zwischen der brasilianischen und deutschen Benjamin-Rezeption.

Die brasilianische Rezeption hatte übrigens mit der Übersetzung des ersten Bandes seiner *Ausgewählten Werke* (*Obras escolhidas*) begonnen, die 1985, genau im Jahr meiner Ankunft in Brasilien, veröffentlicht wurde. Meine Promotion fiel mit einer Art „Benjamin-Boom“ in Brasilien zusammen, so dass meine Arbeiten auf fruchtbaren Boden fielen und meine Integration in die brasilianische „Akademie“ erleichtert haben, was bei Thomas Mann sicherlich nicht der Fall gewesen wäre. Inzwischen konzentriere ich mich aber immer mehr auf einen Autor, der in Brasilien weitgehend unbekannt ist, nämlich Hans Blumenberg, den du ja in Münster noch „live“ erlebt hast und der mich wegen einer sehr schwierigen Übersetzung (*Die Lesbarkeit der Welt*) schon viel Zeit gekostet hat. Aber abgesehen davon, dass Benjamin mich wohl nicht mehr verlassen wird, hat Blumenberg mit seiner Metaphern- und Mythentheorie viel mit ihm gemeinsam. Beide haben, wenn man so will, die Grenzen der Rationalität ausgelotet und beide waren Philosophen, die ohne ihren direkten Bezug zur Kunst im Allgemeinen und zur Literatur im Besonderen nicht zu denken sind. Nachdem ich mich im Fall von Benjamin in ein „gemachtes Bett“ gelegt habe, stehe ich jetzt, gegen Ende meiner akademischen Laufbahn, vor der Herausforderung, mit Blumenberg Pionierarbeit zu leisten.

Aber die „Grenzen der Rationalität“ haben mich schon als Student interessiert, und ein Artikel von Blumenberg in der *Zeit* hatte mich fasziniert, weil er darin zeigte, dass wir eigentlich immer in Metaphern denken und dass die rein rationale Begrifflichkeit eine Illusion ist. Sein Beispiel war das Wort „Grund“, im Deutschen ein Synonym für Ursache. Aber wer von „Grund“ spricht, tut dies sicher aus guten Gründen. Und damit wären wir wieder bei der Philologie.

W.H.: *Sehr freundlich, dass du mich an mein Studium in Münster erinnerst. Ja, Freitagnachmittag war „Blumenberg-time“. Ich erinnere mich gut an das Drumherum, verstanden habe ich so gut wie nichts. In ihrem Roman mit dem Titel Blumenberg beschreibt Sibylle Lewitscharoff ja unübertrefflich, wie es in dieser Vorlesung zugeht: „Blumenberg legte Homburg und Mantel ab, stellte seine Tasche auf die langgezogene Theke, die das Pult zu beiden Seiten flankierte (...) In dem alt-ehrwürdigen Saal breitete sich eine ungeheure Spannung aus.“ Und dann kamen die Blumenberg-Sätze (hier einer in der Lewitscharoff-Version): „Die Anstrengungen, die von Menschen unternommen werden, Menschen zu trösten, sind immens, aber selten erfolgreich.“ Das Ganze bringt mich auf eine methodische Frage, auf das Thema „Vorlesung“ nämlich. Kannst du diesem (ja sehr deutschen) Veranstaltungsformat etwas abgewinnen? Wir wissen doch, dass diese Form der Rezeption eher bloß passiv und deshalb beinahe wirkungslos ist. Ist die Vorlesung vielleicht am ehesten Ausdruck von professoraler Selbstverpflichtung, sich in seinem Wissen auf*

dem Laufenden zu halten? Denn bei der Vorlesung fiele ja als erstes auf, wenn alles aus der Schublade käme. In ganz anderen Worten: Säbest du dich gern als Vorlesungsprofessor?

G.O.: Blumenberg ist natürlich in so mancher Beziehung ein Sonderfall – und das gilt auch für den Kult, der in Münster um ihn getrieben wurde und den er durch seine Haltung noch gefördert hat. Zu dieser Haltung gehört, dass er die 68er-Bewegung weitgehend ignoriert hat und – in bewusstem Gegensatz zu den Vertretern der Frankfurter Schule – jedem politischen Engagement ablehnend gegenüberstand. Er war ja zunächst der *spiritus rector* der Gruppe *Poetik und Hermeneutik*, die zwar hochinteressante Themen diskutiert hat, aber immer auch abgehoben von der Zeitgeschichte, bis Hans Robert Jauss mit seiner SS-Vergangenheit von dieser Zeitgeschichte eingeholt wurde.

Die 68er-Bewegung war ja bekanntlich anti-autoritär ausgerichtet, und da Vorlesungen als autoritär galten, gab es von da an das Format „Vorlesung mit Diskussion“. Aber ich habe auch Ende der 1970er Jahre nie eine „Diskussion“ am Ende einer Vorlesung erlebt. Es ging nach wie vor darum, dass ein Allwissender den Unwissenden etwas zu sagen hatte und dass letztere dem nichts hinzuzufügen hatten. Und das war wohl auch Blumenbergs Haltung, der nichts von Seminaren und Diskussionen hielt und nach dem Motto „Die sollen erst mal was lernen“ vorging. Auch ich habe beim Lesen seiner Texte oft nicht verstanden, worauf er hinauswollte – bis ich dann hin und wieder durch ein paar glänzend formulierte Sätze entschädigt wurde.

Aber ich würde das Format Vorlesung auch nicht pauschal verwerfen. Zumindest habe ich die Faust-Vorlesung von Karl Eibl noch in bester Erinnerung, da sie rhetorisch beeindruckte und man von der Leidenschaft seines Vortrags gefesselt war. Peter von Polenz hatte zwar eine etwas monotone Diktion, aber das hat er durch gedankliche Klarheit und politisch brisante Inhalte wettgemacht. Er brauchte auch nicht zu zeigen, dass er auf dem neuesten Stand war, denn er selbst war Teil dieses neuesten Standes, wenn er z.B. über Pragmalinguistik dozierte und uns Studenten mit der Sprechakttheorie vertraut machte. Da wir „von nichts eine Ahnung“ hatten, war so eine Vorlesung schon ein großer Gewinn, und man musste sie erst einmal verdauen, bevor man etwas diskutierte. Daneben gab es natürlich auch richtige Langweiler, denen jede Leidenschaft abging und bei denen man vergeblich auf neue Einsichten wartete. Aber für Peter von Polenz war die Vorlesung wohl die Gelegenheit, „laut zu denken“ und darauf aufbauend sein Buch *Deutsche Satzsemantik* zu schreiben. Man konnte als Student also zusehen, wie ein Buch entstand, und umgekehrt war es für ihn sicher ein Ansporn, wenn er seine Gedanken Studenten gegenüber artikulieren konnte – jetzt bin ich wieder bei Kleist gelandet. Mir selbst ist es oft passiert, dass ich durch meinen eigenen Vortrag im Seminar Gedanken „allmählich verfertigt“ habe, auf die ich wahrscheinlich sonst nicht gekommen wäre. Aber dazu braucht man keine Vorlesung zu veranstalten – um deine letzte Frage zu beantworten.

W.H.: Wenn bei Blumenberg vom „Nimbus der Unsichtbarkeit“ die Rede ist, dann komme ich auf den Bereich zu sprechen, in dem du ja ebenfalls tätig bist und der sich ganz ausgesprochen durch seine Unsichtbarkeit auszeichnet: Ich spreche vom Übersetzen. Du bist Übersetzer, auch vereidigter Übersetzer. In erster Linie überträgst du aber nicht Urkunden und Zertifikate, sondern anspruchsvolle philosophische und philologische Texte. Wie verhalten sich diese beiden Sphären deiner Arbeit zueinander: das intellektuelle Produzieren und das Reproduzieren, das relativ zuverlässige eigene Denken und das immer auch spekulative Nachvollziehen? Würde dir ohne das Übersetzen etwas Wesentliches fehlen?

G.O.: Das Reproduzieren des vereidigten Übersetzers wird paradoxerweise mehr geachtet als die produktive Tätigkeit des Übersetzers. Natürlich hat das damit zu tun, dass viele Leute von dem ersteren abhängen, sei es in ihrem beruflichen Weiterkommen, sei es bei ihren familiären Anliegen. Man ist ja so etwas wie ein Notar, der auf die wortgetreue Wiedergabe einer Urkunde achten muss, nur eben in einer anderen Sprache. Ab und zu muss man dann doch kreativ sein, da es bestimmte Dinge nicht in der gleichen Form in beiden Sprachgemeinschaften gibt – ein brasilianischer *Cartório de Registro Civil* ist eben nicht das gleiche wie ein deutsches Standesamt. Und was ist ein *escrevente*? Sicher mehr als eine „Schreibkraft“, wenn er eine Heiratsurkunde unterschreiben darf. Einen „Amtsschreiber“ gibt es wohl auch nicht mehr, und „Schreiber“ ist in Deutschland nur noch ein Nachname.

Ansonsten ist das Übersetzen von (geistes)wissenschaftlichen Texten durchaus ein kreatives Geschäft – nicht so kreativ wie bei der literarischen Übersetzung, aber manchmal muss man einfach paraphrasieren, weil es keine Wort-für-Wort-Entsprechung gibt. Das hat dann etwas Spielerisches und Befriedigendes, wenn man eine gute Lösung gefunden hat. Aber leider ist das kein Dauerzustand, und es überwiegt ein „produktives Misstrauen“, da jede Wort-für-Wort-Übersetzung mit Hilfe des Wörterbuchs kläglich scheitert oder bestenfalls Belustigung hervorruft. Dieses Misstrauen gehört zwar größtenteils zur hermeneutischen Routine, indem man die Bedeutung eines Wortes immer auf seinen speziellen Kontext reflektiert, aber dann gibt es doch immer Fälle wie den besagten *escrevente*, bei dem die Übersetzung einfach nicht passen will. Die Notlösung, die dabei herauskommt, hat dann eher etwas Unbefriedigendes oder auch Frustrierendes.

Was die „Unsichtbarkeit“ des Übersetzers betrifft, so ist diese sicher unbefriedigend. Seitdem ich weiß, wie mühselig Übersetzen ist, habe ich mir angewöhnt, in meinen akademischen Arbeiten auch immer den Übersetzer in der Bibliographie zu nennen. Andererseits finde ich es übertrieben, den Übersetzer als „zweiten Autor“ zu betrachten. Er oder sie mag originelle Einfälle haben, schreibt aber deshalb noch kein „zweites Original“. In der Polemik um das Verhältnis von Sprache und Denken gehe ich davon aus, dass die Sprache zwar das Denken entscheidend prägt, dass aber das Denken nicht völlig von der Sprache abhängt, bzw. dass es ein von der Sprache unabhängiges Denken gibt. Deshalb sind auch die Ideen, denen ein Autor z.T. über ein Leben hinweg entwickelt sein geistiges Eigentum – so, wie die Übersetzung das geistige Eigentum des Übersetzers ist, bzw. sein sollte. Auf-

schlussreich ist der Fall der Übersetzerin Denise Bottmann und ihre Kampagne, bzw. ihr Blog *Não gosto de plágio*¹⁰. Sie hat nachgewiesen, dass dieselbe Übersetzung unter verschiedenen Namen erschienen ist. Wegen dieser Enthüllungen ist man gegen sie sogar gerichtlich vorgegangen.

W.H.: *Für die nächsten Fragen haben wir, glaube ich, nicht mehr so sehr viel Zeit bzw. Platz, weshalb ich dafür die Methode des „elevator pitch“ vorschlage. Du triffst also im Aufzug einen Freund, der dich fragt, ob du seinem Sohn zu einem Germanistikstudium raten würdest. Du willst ihm ZURATEN und hast 90 Sekunden Zeit für deine Argumente.*

G.O.: Ok, ich betrete also den Fahrstuhl, treffe meinen Freund, frage ihn nach seinem Sohn und er verzieht sein Gesicht und sagt: „Der Lukas will ausgerechnet Germanistik studieren ...“. Hier meine Antwort: „Wenn er das will, sollte er das unbedingt tun. Ich habe Romanistik studiert, weil ich Französischlehrer werden wollte und weil ich total frankophil war, Georges Moustaki und Jacques Brel so toll fand und von französischer Lebenskunst gehört hatte. Nebenbei habe ich dann Germanistik gemacht, weil mir nichts Besseres einfiel oder weil ich meinte, das sei eine gute Kombination für einen künftigen Gymnasiallehrer. Am Anfang war es dann auch etwas langweilig – bis ich dann ein Kleist-Seminar besucht habe und eine Hausarbeit schreiben musste, zu Erkenntnis und Vertrauen bei Heinrich von Kleist. Unter anderem ging es da um Kleists „Kant-Krise“ und um das Ding an sich, das wir nie erkennen werden, weil unsere Erkenntnis immer irgendwie getrübt ist. Ich habe einen Monat lang nur Kleist gelesen, Theater, Erzählungen, Briefe... Kleist war auf einmal viel interessanter als Jacques Brel, weil besonders die Erzählungen mich stark beeindruckt haben. Dann, schon am Ende meines Studiums, ein Oberseminar über die „Ästhetische Erziehung des Menschen“ von Schiller. Ich hätte nie gedacht, dass Schiller so aufregend sein könnte. Ich kannte ihn ja nur als Pflichtübung meiner Eltern, die *Die Glocke* auswendig lernen mussten oder von sterbenslangweiligen Aufführungen unseres Theater-Abonnements – und dann lese ich Sachen wie „... weil es die Schönheit ist, durch welche man zur Freiheit wandert“ oder „die Intellektuellen sind Barbaren“ (weil sie nichts von Schönheit verstehen) oder „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt!“. Bei Schiller spielt Kant natürlich auch eine große Rolle, aber er ist über ihn hinausgegangen. Kant war trocken, eben ein Barbar, Schiller konnte mich begeistern. Philosophie macht Spaß, wenn sie sprachlich gut, bzw. literarisch verarbeitet wird. Germanistik ist der bessere Weg zur Selbsterkenntnis und wenn dein Sohn Glück hat, trifft er auch noch einen guten Linguisten, denn Literatur lesen, ohne über Sprache zu reflektieren, geht gar nicht.“ Ja, und da sind wir auch schon in der 42. Etage.

W.H.: *Stell dir vor, du würdest deine wissenschaftliche Karriere in der heutigen Zeit beginnen. Welche Denker würden wohl den Raum einnehmen, den für dich Benjamin und Blumenberg eingenommen haben? Und noch: Würdest du in dieser fiktiven Alternativkarriere mehr übersetzen oder weniger?*

¹⁰ Vgl. <http://naogostodeplagio.blogspot.com/> (Stand 19.01.2021).

G.O.: Schwierige Frage, weil der Raum ja mit der Arbeit an einem Denker wächst – oder nicht. Aber von bestimmten Denkern würde ich mir doch einiges versprechen, besonders von einer Denkerin, nämlich Hannah Arendt. Ansonsten würde ich mich eigentlich nur noch gern in die vertiefen, die ich nur ansatzweise kenne – Kant zum Beispiel.

In zweieinhalb Jahren beginne ich mit meiner Alternativkarriere. Dann beginnt mein Unruhestand und ich stelle mir vor, dass ich bei unserem Uni-Verlag jede Menge Übersetzungsaufträge übernehme – also eher mehr.

W.H.: *Lieber Georg, herzlichen Dank für dieses Gespräch, in dem wir versucht haben, ein paar Aspekte des germanistisch-philologischen Daseins in Brasilien zu beleuchten. Für die Zeit bis zu deinem Ruhestand und auch danach wünsche ich dir das erdenklich Beste, in beruflicher, postberuflicher und persönlicher Hinsicht.*